erschossen werden. Doch als das Exekutionskommando im Morgengrauen antrat, fand es nur noch die von ein paar Schlägen auf den harten Schädel bewußtlosen Wachtposten vor. Einen Monat später stahlen sich zwei zerlumpte Gestalten barfuß und halb verhungert über die amerikanische Grenze. Während der ganzen Flucht hatte Toms und seines Kameraden Nahrung aus Ziegenmilch bestanden, die sie sich nachts aus den Ställen der Mexikaner holten.

Als Amerika in den Weltkrieg eintrat, wurde Tom Dreimann Soldat und meldete sich an die Westfront. Seine Vorgesetzten waren aber der Meinung, daß Toms Fähigkeiten als Wildwestmann im Schützengraben kaum zur Geltung kommen würden, und schickten ihn zum Militärgestüt nach El Paso, wo der Tscherokese Hunderte von Wildpferden für die Armee zähmte und zuritt. Nach dem Kriege gefiel ihm diese verhältnismäßig friedliche Beschäftigung nicht mehr, und er wurde Schutzmann in El Paso. Zwei Jahre hielt er es in dieser Stellung aus und war der Schrecken des Gesindels, von dem es in der Grenzstadt wimmelte. Dann versuchte sich Tom als Prohibitionsagent. Doch dem offenen Manne behagte diese Tätigkeit wenig, und er dankte bald ab.

Nun versuchte er sich einige Monate lang als Aufseher einer Viehfarm in Mexiko, deren Ländereien ein Gebiet von der Größe Hessens umfaßten. Aber auch dort gefiel es ihm nicht besonders; eines Tages schnürte Tom sein Bündel und ging nach El Paso zurück. Der dortige Zollkommissar bot ihm die Stellung eines berittenen Zollwachtmeisters an. Nun begann für die mexikanischen Schmuggler, die ihre Waren bei Nacht über den Rio Grande zu bringen pflegten, eine schlechte Zeit. Tom Dreimann schien überall und nirgends zu sein. Wenn dem Schmugglerführer gemeldet wurde, der Indianer befinde sich augenblicklich im Norden der Stadt, so saß Tom schon ein paar Stunden den Mexikanern, die südlich El Paso den Rio Grande überschreiten wollten, auf dem Halse. Bei einer Gelegenheit überraschte er ganz allein sechzehn Schmuggler. Ein paar hiervon verkrochen sich verwundet im Busch, die anderen haben die Hände bereitwillig hoch, weil sie einem starken Trupp Zollbeamten gegenüber zu stehen glaubten, und ließen sich einzeln fesseln. Dann suchte Tom Dreimann die Verwundeten zusammen, lud sie auf die Packtiere der Mexikaner und trieb die sechzehn Mann nach El Paso.

Eines Tages aber kam Tom auf den Einfall, zu heiraten, und nun war auch seine Zollaufbahn zu Ende. Frau Dreimann, ein Indianerhalbblut, brachte das fertig, was alle Schmuggler und Verbrecher nicht vermocht hatten. Sie zähmte Tom, und zwar dermaßen, daß er sich gutwillig zum Geschirrspülen und zu anderen nützlichen Haushaltsarbeiten anstellen ließ. Er gab seinen Posten als Zollwachtmeister auf. Heute sitzt — oder reitet er vielmehr — als Aufseher über eine Viehfarm in Neu-Mexiko. Doch wahrscheinlich nur so lange, bis sich sein unruhiges Blut nach einer neuen Tätigkeit sehnt. Vorausgesetzt, daß seine Frau sich nicht als die Stärkere erweist.

Hätte Karl May den Tscherokesen gekannt, sicher wären uns auch einige Bücher über Tom Dreimann beschieden gewesen.

Zobeljäger

Aus einer Ostsibirienfahrt

von Joseph M. Belter.

Im Quellgebiet des Tudawaku, tief in den unermeßlichen, unerforschten Waldwildnissen westlich des Sichota Alin geschah es, daß ich eines Tages mit meinem Gefährten Imquill auf eine kleine, halb in einen Berghang gebaute Hütte stieß.

Es war in den Spätherbsttagen. Unterhalb der steinigen Bergkämme lag dunkelgrün der Gürtel des Knieholzes, der von fern wie eine weiche, lockende Alm aussah, in der Nähe sich aber als ein bösartiges Gewirr von knorrigen Aesten und Wurzeln, von ineinander verflochtenen Zweigen entpuppte, das nur mit Beil und Buschmesser zu durchqueren war. Dann endlich kamen Zirbelkiefern, Fichten und meist kümmerliche Tannen, die den Berg überzogen, bis im Sin ta gou der schon herbstlich verfärbte Laubwald uns aufnahm. Rot leuchteten noch die letzten Blätter des Ahorns, von Schwarz- und Goldbirken regnete es lichtgelb herab, nur die mongolischen Eichen trugen noch fast ganz das braun und trüb verfärbte Laub.

Trübe, trostlos, grau, von einem unbestimmbaren Hauch von Moder und Verwesung durchzogen, dehnte sich die weite Oede der Taiga. Wochenlang waren wir nun schon unterwegs ohne auch nur die leiseste Spur zu finden, die darauf schließen ließ, daß jemals ein menschlicher Fuß diese Wildnis berührt hatte.

Da geschah es, daß wir eines Tages um die Mittagsstunde die Waldhütte fanden. Wir waren so überrascht, daß wir zunächst erschraken. Wer konnte hier hausen? War das wenn überhaupt die Fanza bewohnt war, nicht ein Promyschlennik, ein Taigaräuber, wie sie in diesen weltverlorenen Gebieten hausen, um im Winter und Frühjahr die Zobeljäger, im Sommer die Schenschensucher aus dem Hinterhalt zu erschießen und zu berauben? Was liegt einem dieser völlig entmenschten Gesellen daran, einen „Schwan" nieder zu knallen, wie die Koreaner ihrer weißen Kleidung wegen genannt werden, oder einen „Fasan", einen chinesischen bezopften Fallensteller.

Wir näherten uns der Hütte, die Büchse schußbereit. Auch die Taiga hat ihre Gesetze. Treffen sich zwei Unbekannte, so verlassen sie die Gegend sofort wieder in rückwärtiger Richtung, sobald sie sich erblicken. Tut einer der beiden das nicht, so hat der andere das Recht sich bedroht zu glauben, und er schießt. Aber in den meisten Fällen knallt das Gewehr ohne weiteres. Die Taiga ist groß und wer zuerst schießt, hat immer da recht, wo ein Kläger fehlt. Die Toten sind stumm.

Als wir auf etwa zwanzig Schritte an die Hütte herangekommen waren und nichts sich rührte, riefen wir. Alles blieb stumm. Die Hütte war leer, aber sichtlich bewohnt, da wir in ihr Vorräte an Mehl, Hirse, Bohnenöl und Salz fanden, die erst vor kurzem mitgebracht sein konnten. Auch die Hütte selbst war ausgebessert worden. Sollte ein Zobeljänger hier hausen? Nahte schon die Zeit heran, wo die Wildnis von den Pelzjägern bezogen wurde von Chinesen und Koreanern, Udechesen und Orotschen, die weit nach Norden hinauf in die unwirtlichsten Schluchten und Einöden ihre von Urväterzeiten übernommenen Jagdgründe aufsuchten, um hier unter unsäglichen Entbehrungen und fast ständiger Lebensgefahr ihrem von Jahr zu Jahr weniger ergiebigen Gewerbe nachzugehen?

Hier lauert auf sie der Tod in vielerlei Formen: durch Hunger und Durst, Kälte und Sturm, Tiger, Bär und Wolf; vor allem aber harren ihrer die Waldbanditen und räuberischen Chungusen.

In der Hütte war es uns nicht geheuer. Was sollten wir tun? Wir hielten es für das geratenste, sie wieder so zu verlassen, wie wir sie gefunden hatten, und uns in der Nähe zu verbergen. Stundenlang lagen wir auf der Lauer, bis ein kaum hörbares Knacken in den Zweigen uns aufschreckte. Zwischen den Büschen tauchte ein koreanischer Jäger auf, hager mit strengen, faltigen Gesichtszügen. Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein.

Wir riefen ihn an. Bald saßen wir mit ihm in seiner kleinen Hütte, das Feuer brannte, und indes draußen die Herbstnebel immer dichter zu brauen begannen und der Wind in den Kronen der verfärbten Bäumen rauschte und raunte, erfuhren wir von dem Koreaner, der seit nahezu dreißig Jahren in den weltfernen Waldwüsten des Sin ta gou auf Zogel jagte Näheres von der Art des Fanges, die sich übrigens von der bei den chinesischen und eingeborenen Jägern üblichen vollkommen unterscheidet.

Der Zobel benützt für die Bachübergänge und die Ueberquerung der kleinen Flüsse Fallholz, quer über den Wasserlauf gestürzte Baumstämme. Auf diesen nun oder auf eigens über den Fluß gelegten Stämmen baut der Koreaner seine Fallen, die etwa in der Mitte der natürlichen Brücke angelegt werden, so, daß rechts und links des Stammes der Uebergang mit Reisern und Zweigen bis auf einen kleinen Durchlaß verengert wird. In dem Durchlaß aber hängt die Haarschlinge, die wiederum an einer längeren Schnur mit einem Stein verbunden ist. Passiert der Zobel nun die Falle, so fängt er sich in der Schlinge und zerrt beim Kampf um die verlorene Freiheit an der steinbeschwerten Schnur. Der Stein rutscht ab, stürzt ins Wasser und reißt das kostbare Pelztier mit sich auf den Grund. Dort liegt die Beute sicher vor Krähen und anderen kleinen Räubern, die sonst gerne über den toten Zobel herfallen, bis der Jäger auf seiner täglichen Kontrollstreife sich des Balges versichert.

Jetzt konnten wir uns auch erklären, weshalb der Koreaner schon so früh im Jahre seinen Jagdplatz bezogen hatte. Waren erst Bäche und Flüsse zugefroren, so konnte der Zobel ohne Hilfe des Bruchholzes das jenseitige Ufer erreichen. In längstens zwei Monaten endete die Fangzeit, und erst im Frühjahre kann noch mit einigen Wochen gerechnet werden. Das Sommerfell ist wertlos.

Wir selbst haben im Verlauf des Winters manche Zobelfährte nach Art der Orotschen und Golden verfolgt, mehrfach auch das unglaublich gewandte und kluge Tier zu Gesicht bekommen. Nie aber gelang es uns, obwohl wir manche Woche auf die Jagd verwandten und alle uns bekannt gewordenen Mittel versuchten, auch nur einen einzigen Zobel zu erbeuten.

—⊙—

Am Ausguck

Die längste Fahrkarte der Welt.

Der Reisende, der in den Vereinigten Staaten eine längere Reise antritt, ist häufig nicht wenig erstaunt über die Länge der Fahrkarte. Wer von Newyork nach San Francisco fährt, erhält nicht eine einfache Fahrkarte, sondern ein zusammengefaltetes Heft mit zehn bis zwanzig Unterschnitten. Welche Ausmaße solche Fahrkarten annehmen können, zumal wenn es sich nicht um einfache Reisen, sondern um Rundreisekarten handelt, zeigt der Fall eines Newyorker Redakteurs, der eine Rundreise durch 35 größere Städte der Union unternahm und eine Fahrkarte erhielt, die ausgezogen die stattliche Länge von zwei Metern und dreizehn Zentimetern aufwies.

Ein Opfer englischer Vorurteile.

Eine durchaus englischen Aerztinnen hat sich im Alter von 52 Jahren in dem Empfangszimmer einer Kollegin, die sie vertrat, durch Gas vergiftet. Sie ist ein Opfer der stark fleischgenden Vorurteile in England, wo gegenden die berufliche Betätigung der Frau als Aerztin gestattet den. Den medizinischen Doktorgrad erlangte Edith Louisa Young, die Selbstmörderin, schon im Jahre 1909. Wegen der tüchtigen Führung einer Apotheke zu Palwal in Indien bekam sie 1925 die Kaiser-I-Hind-Medaille. Sie muß also schon etwas Außergewöhnliches geleistet haben. Mit ihrem indischen Lorbeer kehrte sie 1929 nach England zurück in der Hoffnung, eine angemessene Stellung zu erhalten. Doch gingen ihre Erwartungen nicht in Erfüllung. Die Frauen in akademischen Berufen begegnen in England einem stets wachsenden Ablehnung, nachdem das Land Jahrzehnte hindurch der berufstätigen Frau die weitestgehenden Möglichkeiten geschaffen hat. Die Enttäuschung darüber trieb die Aerztin in den Tod. In England beklagen sich auch bereits die Frauen-Rechtsanwälte über den Zusammenhalt der Männer gegen sie; selbst die Lehrerinnen begegnen persönlich und neuerdings auch in der Oeffentlichkeit immer stärkerer Abneigung.

Drei Wochen lebendig begraben.

In der Kirche von Wetherby in Yorkshire war es schon seit einiger Zeit nicht ganz geheuer. Spielende Kinder wollten aus dem Gewölbe des Gotteshauses dumpfes Stöhnen gehört haben, aber man maß ihren Berichten zunächst keinen Glauben bei. Als jedoch kürzlich ein an der Zentralheizung beschäftigter Arbeiter Aehnliches meldete, wurde eine genauere Untersuchung vorgenommen. Dabei stieß man im Grabgewölbe der Kirche auf den bewußtlos daliegenden, in einen Teppich eingehüllten Körper eines verwahrlosten alten Mannes. Sorgfältige Pflege brachte den Unglücklichen bald wieder so weit zu Kräften, daß er über sein Schicksal berichten konnte. Es handelte sich um einen stellungslosen Kaufmann, der sich am Silvesterabend in die Kirche geschlichen hatte, um nahe der Zentralheizung ein warmes Plätzchen zu finden. In dem unterirdischen Gewölbe war er eingeschlafen und hatte beim Erwachen den Ausgang verschlossen gefunden. Er verbrachte dann meist schlafend oder völlig bewußtlos mehr als drei Wochen in seinem Gefängnis. Einige aus der Heizungsanlage rinnende Tropfen Wasser waren das einzige, was er über seine Lippen brachte. Rätselhaft bleibt noch, worauf das zu seiner Rettung führende Geräusch zurückzuführen ist. Wie der „Auferstandene" versichert, war er außerstande, um Hilfe zu rufen. Das Abenteuer in dem Grabgewölbe hat nun meitleidige Seelen auf den alten Herrn aufmerksam gemacht und ihm einen gesicherten Lebensabend eingetragen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanß, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 5 — Mittwoch, 5. Februar — 1930

Wölfe

Von Georg Heep, Nachrodt.

Wenn im Winter der sibirische Bauer sein Holz und sein Heu, welches auf dem Schlitten befördert wird, zu Hause hat, so beginnt für ihn eine Reihe guter Tage. — Ich war während des Weltkrieges als Gefangener ungefähr 250 km von der sibirischen Eisenbahn seitwärts bei dem Starost (Bürgermeister) in einem größeren Dorf als landwirtschaftlicher Arbeiter beschäftigt. Außer täglichem Viehfutter, sowie Wasser aus dem nahen Flußchen holen, bestand für mich weiter keine Arbeit. Ich machte mich denn noch gut Freund bei der Bäuerin, indem ich den Ofen reichlich mit Brennholz versorgte, welches eigentlich nicht meine Arbeit war. Abends ging es dann in die Spinnstube. Dort wurde geplaudert und gescherzt, wie es in einigen Gegenden Deutschlands ja auch früher Sitte war. Eine Abwechselung in dieses Leben brachte nun eine Hochzeitsfeier in einem ungefähr 25—30 km entfernten Dorf. Die beste Troika (Dreigespann) wurde in Ordnung gebracht. Der größte Stolz des Bauern besteht darin, bei einer solchen Gelegenheit mit dem besten Gespann und Geschirr anzutreten. Unsere Pferde konnten sich sehen lassen. In der Mitte ging ein Fuchs, zu beiden Seiten je ein Brauner, welche beide kleiner waren. Lief nun der Fuchs in gutem Trab, so galoppierten die beiden anderen, welches dann dem Gespann die Eigentümlichkeit verleiht. Das Geschirr war alles tadelloses Lederzeug mit Silberplättchen belegt und mit Schellen besetzt. So ging es denn eines Morgens los, der Bauer, die Bäuerin und ich als Kutscher, auch gleichzeitig als Reklamestück. Die Hinfahrt ging über die schneebedeckte Steppe flott von statten. Der Empfang war großartig. Um unser Gespann brauchten wir uns nicht zu kümmern, das wurde versorgt. Ich wurde gehörig bestaunt, da ich, nachdem ich mich aus dem Pelz gewickelt hatte, in deutscher blauer Friedensuniform vor ihnen stand. Wir Gefangene hatten diese im Sommer als Liebesgabe bekommen. Das gab Augen! Diese Ueberraschung freute unseren Starosten, meinen augenblicklichen Herrn, über alle Maßen. Nun begann die Feier. Von dieser selbst kann ich nun nicht viel erzählen, da ich dem selbstgebrauten Schnaps nicht gewachsen war. So war ich jeden Tag im „Schwumm". Mittags fuhren wir unter Ziehharmonikaklängen und Singen die Dorfstraße mehrmals rauf und runter, die Schlitten waren besetzt mit jungen Burschen und Mädchen. Da viele Gäste da waren und auch die Einheimischen sich daran beteiligten, so war es der schönste Korso. Dan nging das Trinken und Tanzen wieder los, wobei ich viel belacht wurde, da ich mitmachen sollte und mir das Tanzen schlecht gelingen wollte. Eine volle Woche dauerte diese Feier. Am letzten Abend nahm mich der Bauer auf seine Seite, so daß ich da nicht mehr soviel Schnaps bekam. Am nächsten Morgen standen die Pferde vor der Tür. Es wurde Abschied genommen, und nachdem wir uns in die Pelze gewickelt hatten, ging es in vollem Galopp zum Dorf hinaus. Endlos lag die Steppe dann wieder vor uns; die Pferde gingen in der alten Spur wieder in gutem Tempo heimwärts. Der Bauer und seine Frau saßen hinten in dem reichlich großen, mit Heu gefütterten Korbschlitten, während ich vorn auf dem Bock saß. Eintönig ging die Fahrt weiter. Die Pferde gingen ihren Gang und wir duselten so vor uns hin. Da wurden auf einmal die Pferde unruhig. Ich zog die Zügel etwas an, aber die Tiere wollten sich nicht beruhigen. Sie wurden immer wilder und wollten in vollem Tempo losgehen. Ich konnte keinen Grund dafür sehen und so weckte ich den Bauer und sagte: „Was ist mit den Pferden los?" Ein Blick auf die Tiere, dann stellte er sich hoch und schrie im selben Moment: „Wölfe!" Ich schrak zusammen, guckte nach der angegebenen Richtung und sah in der Ferne auf der weißen Schneedecke einen dunklen Punkt. Mein Schrecken legte sich und ich sagte: „Die tun uns nichts." Ich hatte jedoch keine Erfahrung über die Schnelligkeit der Wölfe. Der Bauer schrie: „Gib die Peitsche! Gib die Peitsche!" Ich konnte mich nicht dazu entschließen, die Pferde zu schlagen, da die Tiere so kaum zu halten waren. Nun ging die Fahrt lebhaft und aller Schlaf und alle Müdigkeit waren vorbei. Die Bäuerin bekreuzigte sich in einem fort und sagte dauernd: „Gospodin po millo!" (Herr, erbarm dich). Der Bauer hatte die Axt, den ständigen Begleiter des russischen Bauern, zur Abwehr in der Hand und schrie: „Schlag drauf auf die Pferde. Schlag drauf!" Aber die Pferde gingen schon wie der „Teufel". Ich drehte mich um und sah, daß der Punkt bedeutend größer geworden war. Nach einer Weile konnte man die einzelnen Wölfe schon unterscheiden. Nun merkte ich, daß es doch Ernst wurde. Ich ließ die Zügel etwas lockerer und die Fahrt ging etwas schneller. Aber der Abstand wurde doch geringer. Wie weit es noch zu unserem Dorfe war, wußten wir nicht, da wir im Anfang der Fahrt halb geschlafen hatten. Weit konnte es nicht mehr sein. Eine Dunstwolke lagerte rings am Horizont. Mitten in der weiten Steppe wir drei Menschen und die drei Pferde, hinter uns ein Rudel Wölfe, welches man nun schon auf 40—50 Stück schätzen konnte. Heiseres Geheul und Gebell klang zu uns herüber. Einige besonders große Bestien waren dem Rudel um 30—40 m voraus. Höchstens 150 m betrug jetzt der Abstand zwischen uns und ihnen. Noch war ich Herr über die Pferde. Nun ließ ich die Peitsche mal über ihre Köpfe gehen und wieder ging es für kurze Zeit etwas schneller. 50 m waren die Bestien noch hinter uns. Ihr heißer Atem gab kleine Dunstsäulen in der kalten Luft, ihr Geheul wurde immer lauter, ihre Nähe immer drohender für uns. Da tauchte vor uns die Senkung auf, in der unser Dorf lag. Nun sauste die Peitsche über die Pferde, los stob die Jagd. Als ob die Wölfe ahnten, daß ihnen die Beute entgehen sollte, setzten sie zu einem neuen Vorstoß an, und im Nu waren sie auf einige Meter hinter uns. Aber auch die Pferde merkten die große Gefahr und die nahe Rettung und gaben das Letzte. Mittlerweile waren wir dann auch vom Dorfe aus bemerkt worden und mit Bündeln brennendem Werg und unter Toben und Schreien kam uns ein Teil der Bewohner entgegen gerannt. Die beiden ersten Wölfe waren in gleicher Höhe mit dem Schlitten, da stutzten sie und fielen zurück. Das Rudel schwenkte ab und blieb in einiger Entfernung heulend stehen. Wir waren in Sicherheit. Die kleinste Unordnung am Geschirr wäre unser Verderben gewesen. Der Bauer lobte mich, daß ich nicht sofort die Pferde gehetzt hatte, denn sonst wären sie vorzeitig ermüdet und wir wären verloren gewesen. Jedoch nicht meiner Besonnenheit, sondern meiner Unerfahrenheit hatten wir unsere Rettung zu verdanken, da ich die Schnelligkeit der Wölfe sehr unterschätzt hatte.

—⊙—

Prinzessin Auster

Von Bernhard Haas.

Gleich der Zauberprinzessin in ihrem festen Schloß sitzt die Auster, der Weisheit der Leckerbissen, zwischen ihren harten Muschelschalen eingemauert. Die Ritter, die sie zu erlösen kommen, verschlingen sie in ihrer Leidenschaft lebendig, und es heißt, die ungeheure Vitalität des wohlschmeckenden Gebildes erhalte es noch zwanzig Minuten lang gegen die unbarmherzig zerfetzende Wirkung des menschlichen Magensaftes am Leben.

Schon im Altertum wurde der köstlich frische, feine Geschmack der Auster geschätzt; als den ersten Austernzüchter nennt die Geschichte den Römer Sergius Orata, dessen Ruhm schon zweitausend Jahre lang von allen mit Austerbänken besetzten Küstenstrichen widerhallt. In den Monaten Mai, Juni, Juli, August müssen die Austernliebhaber auf ihren Genuß verzichten: um diese Zeit befinden sich die Eier des Tieres in der Muschel — zwischen ein bis zwei Millionen Eier. Von dieser ungeheuren Anzahl gelangen nur ungefähr zehn bis zwölf Jungtiere zur vollen Entwicklung. Innerhalb von dreizehn Monaten wechselt das Tier niemal sein Geschlecht; als Weibchen bringt es die Eier hervor und entläßt sie zu rechter Zeit aus der Schale. Zwei Tage lang schwimmt die junge Austernbrut an der Meeresoberfläche, dann lassen sie sich auf den Grund sinken. Jedem Angriff sind sie ausgesetzt. Fische, Hummern, Krebse, Krabben, Quallen stürzen sich hungrig auf die wehrlose Beute; auch der Frost setzt ihnen zu. Die wenigen überlebenden jungen Tiere wachsen langsam heran und vergrößern ihren Durchmesser jährlich um etwa anderthalb Zentimeter; erst mit fünf Jahren gelten sie als ausgewachsen. Auch die erwachsene Auster wird nicht allein von menschlichen Begehrern umworben. Bereits ihre Heimat, das Meer, erzieht ihr eine Reihe mörderischer Liebhaber, die ihre starken Burgmauern belagern und erstürmen. Sehr gefährlich ist ihr der Seestern: Durch Einspritzung einer Säure zwischen die gut schließenden Schalen und durch kräftiges Saugen — die Kraft seines Ziehens wird auf fünf Kilo berechnet — sprengt er die Muschel und läßt sich den Inhalt wohlschmecken. Zeitweise wurden die an den Austernbänken gefangenen Seesterne von den Fischern zerstückelt und wieder ins Meer geworfen; da jedoch die Teile wieder zu ganzen Seesternen wurden, bringt man sie jetzt ans Land und verwendet sie zum Düngen. Als Konkurrentin des Seesterns tritt das Kinkhorn, auch Trompetenschnecke genannt, aus der Seeschnekenfamilie der Tritonshörner, auf den Plan. Mit ihrem feilenartigen Rüssel bohrt sie ein Loch in die Austernschale und macht sie sich auf diese Weise zugänglich. Aehnlich geht der Bohrschwamm vor. Am schwersten wird die Auster von dem Tintenfisch bedroht, der die fünfzigfache Kraft des Seesternes ins Feld führen kann.

Den Verzehr an Austern berechnet man auf etwa zwölf Milliarden Stück für das Jahr, im Werte von insgesamt hundert Millionen Mark. Wohl infolge des sinkenden Wohlstandes hat jedoch in Deutschland die Nachfrage in den letzten Jahren nachgelassen. Die Schätzung der verschiedenen Austernarten wird u. a. durch ihren Standort beeinflußt. In manchen Gegenden werden sie derber und erweisen sich als weniger wohlschmeckend; solch gröbere Arten werden vielfach zur Bereitung von Tunken und Pasteten verwendet. In manchen Pariser Restaurants gibt es feine Fleischpastetchen, unter deren Deckel oben auf der Fleischfüllung eine Auster gelegt wird. Sehr beliebt ist bereits seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die französische Marenne-Auster; nur in England lehnt man sie ihrer grünlichen Farbe wegen ab, die von den Engländern irrtümlich einem Kupfergehalt des Tieres zugeschrieben wird. Jedoch rührt diese Tönung von einer grünen Algenart, der Diatomee, her, die der Auster zur Nahrung dient und ihr diese Färbung mitteilt. Auf andere Weise ernährt, verliert die Austernart sofort ihre grüne Farbe — Für weniger vornehm als die Marenne gilt die portugesische Auster von der Tajomündung.

Von dieser Austernart haben sich an der waron- [illegible] bei Arcachon [illegible] Austernbänke gebildet; ihr Heimischwerden in dieser Gegend führt von einem Schiffbruch her; das Schiff hatte viele Tonnen Austern geladen, die bei der Zertrümmerung des Fahrzeuges weggeschwemmt wurden, so daß die lebenden Austern sich an dieser Küste festsetzten und vermehren konnten.

In Paris gelangte ein Hotelbesitzer zu Vermögen durch eine pfeifende Auster. Infolge eines sonderbar geformten Loches in der Schale ließ sie bei jedem Zug Wasser, den sie in sich aufnahm, einen pfeifenden Ton hören. Jeder wollte sie bestaunen, und der Besitzer zeigte sie gegen Eintrittsgeld.

Der Kenner trinkt beim Austerngenuß niemals Rotwein. Weißer Burgunder, am besten Chablis, oder auch ein feiner weißer Bordeaux, edelster Champagner gilt als ein der Prinzessin Auster würdiger Geleitsmann. Seit den letzten fünfzig Jahren wird auch der beste Rhein- und Moselwein zugelassen. Ueber die Zulässigkeit des Beträufelns der Auster mit Zitronensaft gehen die Meinungen auseinander: neuerdings wird von vielen Seiten behauptet, daß der feine Geschmack der Auster durch die Herbheit der Zitrone nicht voll zur Geltung komme; andere wieder finden ihn durch sie gehoben. Jetzt wird vielfach Meerrettich vorgezogen.

—⊙—

Im Land der Baskenmützen

Dieser laue Frühling-Winter verlockte zu einem Ausflug in nordische Gegend. Daher fuhr ich nach dem Süden und suchte dort den Winter — und fand ihn. Freilich nicht an der Küste des Mittelmeeres, nicht an der blau und weiß schimmernden Cote d'azur, aber am Atlantik, an der Cote d'argent, wie die Franzosen das silbern und grün schimmernde Pyrenäengestade am Golf von Biscaya nennen. Herrlich funkelten von der Terrasse des Schlosses von Pau aus gesehen die Gipfel der französisch-spanischen Grenzberge in Eis und Schnee, davor das grüne wellige Land, schon oder noch frühlingshaft. Aber am Meer bei Biarritz und St. Jean de Lioz kam man in einen echten nordischen Seesturm. Die Küste liegt nach Norden offen. Wo im Sommer und Herbst der Seewind von der Biscaya Kühlung bringt, schnaubt uns jetzt fast ununterbrochener Sturm an, die bald grauen, bald grünen Wogen hoch aufpeitschend. Hoch türmen die Wogen die Küstenfelsen hinan, der Badestrand der im Sommer und bis in den Oktober von 10 000 Menschen und tausend bunten Zelten wimmelt, steht haushoch unter Wasser. Die Badeanstalt ist abgebrochen, nur der schlanke Leuchtturm steht weit draußen als einsamer Wächter an der Küste und erfüllt nachts seine Pflicht. Als ein böses Meer, als „Mutter der Seekrankheit" ist die Biscaya auch im Sommer berüchtigt. Ihre kurzen, tosenden Wellen schaukeln die Schiffe kreuz und quer, rauben dem armen Passagier das Gefühl der Orientierung im Raum, machen ihn zum Spielball seiner Magennerven. Jetzt kommt die See mit langen mächtigen Rollern angestürmt mit einer Gewalt, vor der die Felsen zerbröckeln. Man erkennt jetzt, warum die Küste so „malerisch" zerrissen ist. Auch gestaltet sie sich jedes Jahr um und manche liebgewordene Stelle, die man im vergangenen Sommer bewundert hat, wird im nächsten Sommer verschwunden sein.

Kein Badegast in Biarritz und in St. Jean. In einem kleinen Gasthaus in St. Jean finde ich Aufnahme. Es liegt hoch am Berge, schon außerhalb des Ortes. Meine Wirtsleute sind Basken, sie sprechen [illegible]echt französisch, aber wir können uns leidlich verständigen. Ich sage ihnen, daß ich Deutscher bin und sie geben zu verstehen, daß die Deutschen ihnen lieber sind als die „Angliches", denn die Deutschen sprechen wenigstens französisch, aber die Angliches — so nennen sie auch die Amerikaner — sprechen eine ganz unmögliche Sprache. Na, was die eigene Sprache der Basken anbetrifft, so ist sie — mit siebenunddreißig Konjugationen! — so schwer zu lernen, daß man das wirklich keinem Nichtbasken zumuten kann. Sie ist so rätselhaft wie das Volk selbst, das seit Jahrtausenden hier am Gebirge und Meer sitzt und von dem keine Wanderung bekannt ist. Uebrigens, ein körperlich herrlicher Volksschlag, kühn, gewandt, zugleich Bergsteiger und Fischer. Sie liefern ausgezeichnete Sportler dank der Pflege ihres nationalen Spiels, der „Pelota". In jedem Dorf ein Spielplatz mit einer Mauer, Fronton geheißen. Gegen den Fronton wird der Ball (la pelota) von zwei Parteien gespielt, die versuchen, sich ihn gegenseitig wegzufangen. Der Ballwurf geschieht mit einer ans rechte Handgelenk angeschnallten geflochtenen Kelle. Das ist das Spiel, mit dem sich der Tennismeister Borotra, ein echter Baske, zu seiner Meisterschaft vorbereitet hat. Auch jetzt im Winter wird im Freien gespielt. Es ist ein Genuß, die schlanken Gestalten mit den kecken Mützen auf dem Kopf wie Pfeile hin und her fliegen zu sehen. Ich habe nur Männer spielen sehen, niemals eine Frau. Die sitzen jetzt zu Hause und sticken, auch trauen sie keine Baskenmützen, sondern gestickte Häubchen.

Der Baske fühlt sich sehr baskisch, gar nicht als Franzose, wohl aber seinem baskischen Bruder in Spanien nahe verwandt. Sprecher sie doch alle das geheimnisvolle „Euskalduna", das kein anderes Volk verstehen oder lernen kann. Zu ihren Eigentümlichkeiten gehörte es daß sie nicht die lateinischen, sondern die gotischen Schriftzeichen, wenigstens im Druck, gebrauchten. Aber das fängt an, sich zu verlieren. Doch man sieht in entlegenen Gebirgsdörfern noch Schilder in gotischer Schrift. Sind die Basken ein Volk oder bloß ein Volkssplitter? Das ist schwer zu entscheiden. Von baskischer Dichtkunst oder gar Literatur ist wenig bekannt. Kann man ein Volk, dem aus Mangel an höheren Schulen in seiner Sprache der Zugang zu europäischer Bildung abgeschnitten ist, als wirkliches Volk betrachten? Der Baske, der sich höhere Bildung erwerben will, ist gezwungen, französisch oder spanisch zu lernen. So geht denn der kernige interessante Stamm leider mehr und mehr zurück. Er gibt ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie ein körperlich und geistig hochbegabtes Volk — von der geistigen Begabung zeugt die so fein ausgearbeitete Sprache — langsam einsinkt, weil es sich dem Gang der europäischen Kultur anzupassen versäumt hat.

—⊙—

Praktische Sühne

Von Friedrich Bilke.

In einem Dorfe des damaligen Fürstentums Oppeln (Oberschlesien) lag zu Ostern des Jahres 1796 der Pfarrer schwer krank darnieder. Am zweiten Festtage verbreitete sich in der Gemeinde das Gerücht, daß er gestorben wäre. Daraufhin verbanden sich etwa zwanzig seiner Kirchkinder zu einem Diebstahl auf dem Pfarrhofe, brachen in der folgenden Nacht in die Ställe, Scheunen und Schüttböden des geistlichen Herrn ein und nahmen mit, so viel ein jeder fortschleppen konnte.

Einige aber wurden bei dieser Tat erwischt und gezwungen, die Namen der Mittäter anzugeben. Danach trat das Dorfgericht zusammen. Der inzwischen genesene Pfarrherr machte einen Vorschlag, der allseitig gebilligt und tags darauf wie folgt ausgeführt wurde:

Zu einer festgesetzten Stunde gab der Kuhhirt des Dorfes ein Zeichen mit seinem Horn, worauf sämtliche Missetäter das gestohlene Gut nach dem Kretscham (Wirtshaus) bringen mußten. Hier formierte sich nun ein Zug, in dem jeder das tragen mußte, was er gestohlen hatte. Der eine schleppte eine Kuhhaut, der andere einen Pflug, ein dritter Ketten und Stricke, die meisten aber waren mit großen Säcken Getreide schwer beladen. In diesem Zuge, der vom Kuhhirten eröffnet und vom Schweinehirten beschlossen wurde, schritten rüstige Männer mit ansehnlichen Knütteln bewaffnet, — damit, falls jemand schwach würde und seiner Last erliegen wollte, er doch einen Tröster bei sich hätte.

Diese sonderbare Prozession bewegte sich, von der Gemeinde verhöhnt, durch das ganze Dorf und endete schließlich im Pfarrhofe, wo der Seelsorger die Bösewichter an sich vorbei defilieren ließ. Jeder mußte nun sein säuberlich die gestohlenen Sachen an den Ort tun woher er sie entwendet hatte, und schlich beschämt von dannen. — Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß nach diesem Strafgericht in dem Dorfe, in Sonderheit auf dem Pfarrhofe so bald kein Diebstahl mehr verübt wurde.

Das landläufige Strafmaß für Eigentumsvergehen lautete zu damaliger Zeit auf 25 bis 50 Stockhiebe. Der lebenskluge Pfarrer, der überdies ein guter Pädagoge gewesen zu sein scheint, entschied sich lieber für die angegebene Prozession, wobei man allerdings in Anbetracht der „bewaffneten" Männer, die in ihr schritten, geneigt ist, zu glauben, daß diese nicht nur aus dekorativen Gründen teilnahmen.

—⊙—

Wunder der Tierdressur

Ein Tierparadies im Sowjetland. — Friedfertige Wölfe und bösartige Tauben. — Sprechversuche mit Fischen.

Von Otto Schumann-Wien.

Es war vor etwa fünf Jahrzehnten, als ein junger Kadett zu Moskau beobachtete, wie der Pförtner seines Hauses einen Hund grausam mißhandelte. Empört beschloß er, dafür Rache zu nehmen, und zwar ließ er seine Wut an dem Terrier des Tierquälers aus. Er knüpfte das unglückliche Tier mittels einer Schlinge an einem Baume auf und bewarf es mit Steinen; dann aber ging der „geradezu menschliche Blick" des von ihm in jugendlichem Unverstand mißhandelten Tieres dem jungen Kadetten so zu Herzen, daß ihm ganz elend wurde. Er mußte sich zu Bett legen, und seine Gewissensbisse ließen erst nach, als der von einem Dritten befreite Hund an sein Lager kam und „durch seine Blicke zeigte, daß er keinerlei Rachegefühle hege".

Der junge Kadett war Wladimir Leonidowitsch Duroff, heute der bekannteste Tierdresseur Rußlands und Vorsitzender des russischen Tierschutzvereins. Der Vorfall mit dem Hunde war ihm so nahe gegangen, daß er beschloß, sein Leben hinfort den Tieren zu widmen. Er wurde zunächst Dresseur in einem Zirkus, machte sich dann aber bald selbständig.

Duroff hat bei seinen Tieren geradezu Staunen erregende Erfolge erzielt. Sein Haus in Moskau ist gleichzeitig Zoologischer Garten, Museum, Laboratorium und Dressuranlage und dennoch echtes „Heim", denn alle seine Bewohner, vom Elefanten bis zu den weißen Mäusen, bilden mit Duroff und seinen Angehörigen eine große Familie, deren Mitglieder alle auf freundschaftlichem Fuße miteinander verkehren. Seine Adler kreisen am Tage über Moskaus Türmen, um des Abends zur Futterstunde wieder heim zu kehren. Ein Luchs betreut ein Paar Ratten, und eine Katze spielt daneben mit einer kleinen Mäuseschar, die auf ihr herum kriecht und sich an ihr wärmt. Wolf und Ziege teilen einträchtig denselben Käfig, Seehunde und ein junges Walroß folgen jedem Wink ihres Herrn mit fast menschlichem Verstande. Ein brauner Bär verdient sich sein Brot durch Betätigung einer Pumpe, durch die er seine Mitgefangenen mit Wasser versorgt. Die Vögel fürchten nicht den Knall eines Schusses, sie setzen sich womöglich noch auf den rauchenden Flintenlauf. Löwen, Tiger und Kamele machen gemeinsam die erstaunlichsten Kunststücke, selbst das Stachelschwein zeigt ganz unerwartete Talente. Lola, ein vierjähriger Schimpanse, raucht mit einem gelegentlichen Besucher Zigaretten — wozu ein Hund ihr unaufgefordert Streichhölzer bringt — und zeigt stolz ihre Hefte mit den ersten Schreibproben vor. Allerdings hat die Affendame einen Fehler: gleich allen weiblichen Wesen ist sie maßlos eitel, besieht sich jeden Augenblick im Spiegel, probiert Hüte und Handschuhe und wird nicht müde, sich mit einer — wenn auch kalten — Lockenschere das Haar zu „brennen".

Duroff geht bei seinen Dressuren immer nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten vor, vor allem aber behandelt er seine Pfleglinge nie hart oder grausam. Ein Lieblingsgedanke von ihm ist es, in den Tieren Eigenschaften zu wecken, die zu ihren natürlichen Instinkten im geraden Widerspruche stehen. Mit welchem Erfolge, zeigen die oben angeführten Beispiele. Er hat eine sanfte Taube zu einem wilden Tier gemacht, das auf jeden ihm nahe Kommenden wütend mit dem Schnabel loshackt. Sein größter Erfolg sind indessen seine Affen, die vielfach klüger sind als gleichaltrige Kinder. Eine Affin löst zum Beispiel einfache Rechenaufgaben, sie soll sogar einige Worte Russisch sprechen.

Daß die Tiere eine Sprache besitzen, davon ist Duroff fest überzeugt. Häufig erfolgt allerdings die Gedankenübermittlung nur durch Gebärden So verständigen sich nach seiner Ansicht die Hunde nicht allein durch die Stimme, sondern auch durch die Haltung von Kopf und Ohren und die Bewegungen des Schwanzes. Jeder, der beispielsweise das „sprechende" Mienenspiel eines Teckels beobachtet hat, wird dem russischen Tierfreund hierin beistimmen. Die unserm Ohr so unartikuliert vorkommende Affensprache ist nach Duroff sehr fein differenziert. Er hat von Schimpansen Schallplattenaufnahmen herstellen lassen und dann bei der Wiedergabe das Auftreten bestimmter Obertöne festgestellt, die vom menschlichen Ohr nicht wahrgenommen werden, den Affen aber als Verständigungsmittel dienen. Selbst an den stummen Fischen macht Duroff höchst interessante „Sprachstudien", doch muß man diesen zunächst natürlich abwartend gegenüber stehen.

Der Erfolg jeder Dressur hängt nach seiner Ansicht lediglich von dem betreffenden Menschen ab; wahrscheinlich steht er mit von dem Dresseur ausgehenden elektrischen oder magnetischen Wellen in irgend einem Zusammenhang. Daß Duroffs Leistungen und Erfolge selbst von den Sowjets anerkannt werden, erhellt aus der Tatsache, daß sie ihm die amtliche Bezeichnung „Volkskünstler" verliehen und einer Straße in Moskau, in der sein Haus liegt, seinen Namen beigelegt haben.

—⊙—

Tänze in der Wildnis

Wie Eskimos und Indianer um ihre Mädchen kämpfen.

Von M. A. v. Lütgendorff.

Die Freude am Tanz lebt in allen Naturvölkern und hat von jeher in ihnen gelebt. Allein die Tänze und Tanzbräuche sind so mannigfaltig und so verschieden von einander, wie es die Völker sind, die sie tanzen, denn wo der Naturmensch tanzt, da kennzeichnet sein Tanz in Bewegung und Bild urtümlichste völkische Eigenart. Die grönländischen Eskimos führen innerhalb des engen Zeltes nur ihre „Stehtänze" aus, bei denen sie sich nicht von der Stelle rühren und nur Arme und Beine bewegen. Ein Tanz in unserem Wortsinn ist der Stehtanz also keinesfalls, aber die Eskimos tanzen ihn gern und entwickeln dabei, obgleich sie an ein und derselben Stelle stehen bleiben, oft eine überaus lebhafte Beweglichkeit. Aehnlich, aber wenn möglich noch einfacher, sind die Stehtänze einiger Eskimostämme im nördlichsten Amerika, jener Menschen die noch heute wie die Eiszeitmenschen leben von denen viele noch kein Zündholz und keine Feuerwaffe kennen. Auch sie tanzen stehend nur mit Armen und Oberkörperbewegungen während die Füße unbeweglich bleiben. Dabei werden die Tänzer aber schließlich so ausgelassen, daß der Stehtanz, so einfach seine Bewegungen auch sind, doch ganz lebhaft wirkt.

Daß die Eskimos alles eher als schwerfällig sind, zeigen sie auch in ihren „Duelltänzen", die besonders in Ostgrönland viel getanzt werden. Wenn zwei Männer miteinander in Streit geraten oder sich etwa als Nebenbuhler um ein Mädchen bewerben, dann kommt es oft zu einem Duell, aber zu keinem blutigen Zweikampf, sondern zu einem Tanzduell. Es besteht darin, daß beide Männer tanzend Streit- und Spottgesänge gegen einander singen, wobei jeder bestrebt ist, den Gegner so lächerlich wie möglich hinzustellen. Wem es gelingt, die Zuschauer am meisten zum Lachen und damit auf seine Seite zu bringen, der führt als Sieger die Braut heim, sofern sie der Siegespreis war. Den Sieg beim Tanzduell zu erringen ist aber immerhin keine leichte Sache, denn außer der Gewandtheit im Tanzen verlangt der Brauch, daß die Spottlieder treffsicher und humorvoll sind und daß der Streitende seinem Gegner auch immer gleich geistesgegenwärtig zu antworten versteht.

Der winterliche Aufenthalt in der raumbeschränkten Jurte hat ferner bei den als Nomaden lebenden Lamuten in Kamtschatka als Nationaltanz einen Stehtanz, den „Norgali", geschaffen. Sten Bergman, der schwedische Forscher, der kürzlich das eisige, menschenarme Land bereiste, beschreibt den Norgali so: „Männer und Frauen stellen sich wie zu einem Reigen um das Feuer auf und bleiben auf einem Fleck stehen, um unaufhörlich einen tierischen rauchenden Laut gegen einander auszustoßen, wobei sie abwechselnd die Augen zudrücken und Grimassen schneiden." Ein besonders schöner Anblick ist der Norgali also keinesfalls aber eigenartig ist er und seltsam anzuschauen. Und dazu kommt das Wunderliche: wie es die Tänzer anstellen, sich so lange anzufauchen, ohne stockheiser zu werden.

Der Brauch, sich ein Mädchen im Tanzduell zu erobern, findet sich nicht nur bei den grönländischen Eskimos, sondern auch, wenngleich in anderer Form, in einem Lande, das von dem halben, fernen „Grönland" durch ein Weltmeer getrennt ist. Mitten in Panama, im südlichen Chiriqui, beobachtete Professor Lutz auf seiner letzten Reise, also noch vor wenigen Jahren, diesen sonderbaren Tanz bei den Guayni-Indianern. Mit einem Kopfputz aus Federn geschmückt, das Gesicht mit einer Tanzmaske verhüllt und mit einem Stocke in der Hand stellen sich die Tänzer in zwei Reihen einander gegenüber auf. Dann heben sie den Stock hoch in die Höhe, schwingen sich auf einem Bein und laden einen Gegner zum Kampfe ein. Der findet sich denn auch schnell genug, und nun beginnt ein grausamer „Tanz", denn jeder sucht mit seinem Stock den Fußknöchel seines Gegners zu treffen, um ihn kampfunfähig zu machen. Zudem steht hinter jedem Tänzer ein Mädchen, das ihn unablässig aufreizt und anfeuert, und so wird der Kampf immer wilder und blutiger, bis endlich einer der beiden Tänzer — oft mit einer tödlichen Verwundung — sich ergeben muß, worauf dann dem Sieger das Mädchen zufällt, das eigentlich dem Unterliegenden bestimmt war. Die Indianer nennen diesen Duelltanz „Balseria", weil die Stöcke, mit denen sie sich bekämpfen, aus dem Holze des Balsastrauches bestehen. Aber der Sinn, der in dem Tanze liegt oder vielmehr ursprünglich lag, ist noch heute wenig geklärt.

Besteht der Ehrgeiz des Guayni-Indianers darin, sich ein Mädchen im Tanzduell zu erkämpfen, so suchen die jungen Negermädchen in Omdurman am weißen Nil — gegenüber der Stadt Khartum — sich ihren Zukünftigen durch einen Tanz zu erobern. Auch dieser Tanz bietet einen Anblick, der an Eigenart nichts zu wünschen übrig läßt. „Die Tänzerin beugt den Kopf zurück", erzählt Hugo Bernatzik, der, als er den Sudan durchzog, diesen Tanz sah, „bis sie mit dem Gesicht in den Himmel sieht, dreht die Arme so weit wie möglich nach außen und rückwärts und stampft im Takt mit angezogenen Knien im Kreise herum." Unter eigentümlichen Verrenkungen des Kopfes führt sie den Tanz weiter, während dazu in scharfem Rhythmus das Tamtam geschlagen wird, bis sie schließlich vor ihrem Auserwählten halb in die Knie bricht. Als Zeichen seines Wohlgefallens und der Befriedigung über ihre Leistung schwingt der beglückte Negerjüngling nun eine Peitsche über sie hin, und damit ist der Tanz zu Ende. Die Negerschöne hat ihren Zweck erreicht und sich den Mann ertanzt, den sie sich wünschte.

Mitten in den Urwäldern, welche die Ufer des Amazonas säumen und die zu einem großen Teil noch heute gänzlich unerforscht sind, leben nahe dem oberen Tapajoz-Flusse die Apiacas-Indianer. Man kennt nur wenige ihrer Bräuche, weil diese Indianer den Weißen noch immer scheuen und vor ihm fliehen, wo sie ihn sehen, aber ihre Monddänze hat man dennoch beobachtet, diese wunderlichen nächtlichen Tänze, bei denen die Tänzer ihren eigenen Schatten mit Speeren durchbohren. Was sie durch diese leidenschaftlichen Tänze ausdrücken wollen, weiß man nicht. Nur so viel ist bekannt, daß die Apiacas-Indianer den Mond für einen bösen Geist halten, der Unheil bringt, wohin sein Licht fällt.

In das Leben des Naturmenschen spielen alle Umwelteinflüsse mit herein. Er lebt in der Natur, ist ein Stück von ihr, nicht viel anders als die Tiere, die ihn umgeben. Und so hat er denn auch Freude daran, ein Tier zu „tanzen", das er gut kennt. Solche Tiertänze — sie sind vielleicht die eigenartigsten aller urständigen Volkstänze — kennen die Naturvölker der ganzen Erde; immer in dem gleichen Bestreben, das Tier, das sie tanzend darstellen, so naturgetreu wie möglich nachzuahmen. Wenn die nordamerikanischen Eskimos ihre Wolfstänze tanzen, so bewegen sie sich dabei wie ein Wolf, der hungrig nach Beute sucht, bis er sie endlich aufspürt und überfällt. Der Feuerländer tanzt, während er dazu grunzt, sich windet und sich kratzt, überaus naturwahr den Seehundstanz, die Sudan-Negerin ihren Turteltaubentanz; der Eingeborene der Mentawei-Inseln führt seinen Reihertanz und der Hottentotte seinen Bienentanz aus, wobei er wie eine Biene summt, oder — auf den Händen laufend — den Paviantanz.

Die nordbrasilianischen Indianer, die Koch-Grünberg besuchte, erfreuen sich am Schweinetanz, dessen Teilnehmer eine Herde grunzender Wildschweine nachahmen. Im Fischtanz suchen sie sich gleich schwimmenden Fischen zu bewegen, und beim „Tanz aller Vierfüßler" oder dem „Tanz aller Vögel" benehmen sie sich wieder in der Art dieser Tiere. An sich bieten alle diese Tänze, werden sie nun vom Eskimo im engen Zelt oder vom Indianer im Urwald oder vom Sudanneger auf der von der Sonne verbrannten Grassteppe ausgeführt, gewiß einen eigenartigen Anblick, aber nur selten bieten sie ein wirklich häßliches Bild. Denn das vermeiden alle diese Naturmenschen schon dadurch, daß sie treffsichere Tierbeobachter sind und daher die „getanzten" Tiere ungemein naturgetreu nachahmen, gleichzeitig aber auch fast immer mit einer gewissen urwüchsigen Grazie tanzen. Selbst die Bärentänze der Ostjaken, jener heute noch halbwilden Nomaden Sibiriens, wirken, wenngleich die Tänze die schwerfälligen Schritte und Gliederbewegungen spielender Bären nachmachen, nicht reizlos oder wild, sondern gerade wegen ihrer Naturwahrheit fesselnd.

Tom Dreimann, der Tscherokese

Die abenteuerliche Laufbahn eines modernen Indianers.

Von John C. Waters-Chicago.

Bei den Tscherokesen, einem nordamerikanischen Indianerstamm, will es ein alter Brauch daß die Mutter ihren Neugeborenen nach dem ersten lebenden Wesen oder Gegenstand nennt, worauf ihr Auge fällt, sobald der neue Erdenbürger seinen Einzug in diese Welt gehalten hat. So kam es, daß der hoffnungsvolle Tscherokese, der an einem heißen Sommertag des Jahres 1890 im väterlichen Wigwam im Indianerreservat von Oklahoma das Licht der Welt erblickte, Tom Dreimann genannt wurde weil sich gleich nach dem wichtigen Ereignis drei der etwas friedlich gewordenen roten Krieger nach dem Befinden der Mutter erkundigen wollten. Doch dieser Name scheint für Toms späteres Leben eine Vorbedeutung gehabt zu haben, denn der Indianersäugling entwickelte sich zu einem Mann, der mehr kann als ein einziger gewöhnlichen Schlages.

Seine Jugend verbrachte Tom Dreimann in Oklahoma, wo er alle Schliche und Künste des Westens erlernte: Eichhörnchen mit Steinen erlegen, Fische mit Roßhaarschlingen fangen, Menschen- und Tierfährten lesen wie die Vorfahren, als sie noch auf dem Kriegspfade waren, schießen wie ein Kunstschütze, reiten wie der beste Cowboy, sich vor keiner Gefahr fürchten und Menschen erkennen.

Als Tom halberwachsen war, schossen zwei Taugenichtse seinen Vater über den Haufen. Sie wurden zwar vom Sheriff und seinen Leuten festgenommen, doch bald darauf gegen Stellung einer Bürgschaft auf freien Fuß gesetzt. Tom war mit diesem Verfahren nicht einverstanden. Was er im Schilde führte, wird niemand erfahren. Tatsache aber ist, daß er am nächsten Tage den „Saloon" aufsuchte, in dem sich die beiden Revolverhelden aufhielten. Ein Bekannter, der vor dem Wirtshause stand, wollte ihn aufhalten: „Geh nicht hinein, Tom! Sie haben ihre Revolver im Gürtel." Der Indianer schob den Mann zur Seite. Durch den Türspalt hindurch sah der andere, daß die beiden Totschläger ihre Schießwaffen hoben. Eine Sekunde später lagen beide mit durchlöcherter Stirn am Boden. Tom Dreimann kam vor die Geschworenen, doch diese verneinten nach kurzer Beratung einstimmig die Schuldfrage.

Als Tom erwachsen war, betätigte er sich ein Jahr lang als Cowboy. Doch er blieb nicht seßhaft und bewarb sich um einen Posten bei der kanadischen berittenen Polizei. Eine der ersten Aufgaben, die ihm gestellt wurden, war die Verhaftung dreier Schmuggler, die in der Nähe von Calgary in Alberta eine Familie erschlagen hatten und nun nach Norden flüchteten. Ein Kamerad begleitete ihn.

Fünf Tage lang verfolgte Tom die Spur der Flüchtigen zu Pferde. Dann zwang ihn tiefer Schnee, die Tiere zurück zu lassen. Im Morgengrauen des siebenten Tages wurden die Polizisten von den Mördern aus dem Hinterhalt beschossen. Toms Kamerad erhielt einen Brustschuß. Der Tscherokese legte einen der Schmuggler in den Schnee, die beiden anderen flohen. Der Verwundete starb in Dreimanns Armen.

Tom hätte jetzt alle Berechtigung gehabt, umzukehren. Er dachte nicht daran. Wochenlang blieb er den Mördern auf den Fersen. Er überschritt hinter ihnen die Grenze von Alaska, 2200 Kilometer Luftlinie von Calgary entfernt. Bei The-End-of-the-Trail, einer verlorenen Siedelung, die deswegen ihren eigenartigen Namen (Wegende) führte, stellte er die Verfolgten. Sie hatten eine verlassene Blockhütte zum Quartier gewählt und wurden von Tom bei der Rückkehr von einem Gang in den Ort überrascht: „Hände hoch!" Statt dessen griffen sie nach ihren Waffen, und Toms Hut bekam ein Loch. Doch im nächsten Augenblick lagen die Schmuggler im Schnee.

„Es tut mir leid, daß ich sie nicht lebend hierher bringen konnte", meldete sich der Tscherokese nach Monaten in Calgary zurück und erwartete eine Rüge. Doch der Vorgesetzte meinte nur: „Sie sind zum Sergeanten befördert worden."

Toms unseßhaften Geist litt es nicht lange in Kanada. Der Tscherokese ging nach dem Südwesten der Vereinigten Staaten und wurde Schaureiter bei Cowboyfesten. Bei jeder größeren derartigen Veranstaltung war er zu treffen, und er errang den Cowboy-Weltmeistertitel.

Als General Pershing 1914 über die mexikanische Grenze ging, um den Bandenführer Villa zu bekämpfen, wurde Tom Dreimann Spion in amerikanischen Diensten. Dabei fiel er mit einem Kameraden in die Hände der Aufständischen und sollte am nächsten Morgen